der „Frau ohne Schatten" im Dresdener Opernhaus. Hier und im Charlottenburg empfing der Mailänder Bühnentechniker die nachhaltigsten Eindrücke. Im Deutschen Opernhaus in Charlottenburg waren es insbesondere die Drehbühne und der Kuppelhorizont nach dem System Fortuny, die Albertini besonderes Interesse erregten, sodaß er deren Einführung an der Mailänder Skala beschloß. In Dresden bestimmten ihn die starken szenischen Wirkungen der dortigen Tiefbühne zur Nachahmung der neben ihm Theater seiner Vaterstadt. Bei dem Umbau der Bühneneinrichtung in der Skala, für die die Stadtverwaltung von Mailand 300 000 Lire ausgeworfen hat, sollen denn auch die Vorteile der Drehbühne, des Kuppelhorizonts und der Tiefbühne in vollem Umfang ausgenutzt werden, um nicht allein eine restlose Ausnützung des verfügbaren Bühnenraums, sondern um vor allem jene Unzuträglichkeiten zu vermeiden, die der Szenenwechsel bisher zum Schaden der einheitlichen Wirkung zur Folge hatte.

Eine neue Gemäldegalerei in Bayreuth.

Nach dem Vorschlag des Generaldirektors der bayerischen Staatssammlungen hat der Stadtrat kürzlich die Errichtung einer Gemäldegalerie im neuen Schlosse zu Bayreuth beschlossen. Wie der „Cicerone" mitteilt, ist anzunehmen, daß diese neue Sammlung in der Hauptsache historischen Charakter haben wird und die bisher in den Schlössern Bayreuths verteilten Kunstschätze dauernd vereinigen soll.

Bunte Zeitung.

Neutrale Kriegsgewinne. Der Voranschlag für die Kriegsgewinnsteuer von der Stadt Stockholm beträgt über 103 Millionen Kronen, die sich auf 7247 Steuerpflichtige verteilen. Die vorjährige Steuer betrug etwa ebensoviel, dagegen hat sich diesmal die Zahl der Steuerpflichtigen um 800 vermehrt. Neunzehn Steuerpflichtige sollen Beträge von je über eine Million aufbringen. Eine bemerkenswerte Verschiebung hat sich jedoch gegen das vorige Jahr vollzogen; während damals vor allem Reedereien und Schiffahrtsunternehmungen an der Steuer beteiligt waren, stehen diesmal Banken und Industrie-Unternehmungen an der Spitze. Die höchsten Beträge zahlen: Stockholms Telephon 6,7 Millionen Kronen, dann kommt die Handelsbank mit 6,4 Millionen, und das Tabaksmonopol mit 2,5 Millionen Kronen. f.

Kinderreiche Familien Frankreichs. Die französische Akademie verfügt dank der Freigebigkeit eines hochherzigen Stifters über ein Kapital von 2 250 000 Francs, dessen Zinsen vom nächsten Jahre ab bestimmungsgemäß unter 90 französische Familien verteilt werden sollen, die mehr als 9 Kinder aus ein und derselben Ehe haben. Aus den Bewerbungen um den Preis, die jetzt bei der Akademie eingegangen sind, ergibt sich die überraschende Tatsache, daß Frankreich ungleich mehr kinderreiche Familien aufzuweisen hat, als man nach den heftigen Klagen über seinen Geburtenrückgang hätte annehmen sollen. Nach diesen Bewerbungen sind es über 12 000 Familien, die die Bedingungen der Preisverteilung erfüllen. Ja, einige dieser Familien können sogar mit 20 lebenden Kindern aufwarten, und sehr viele mit 18. Mit Rücksicht auf die Unmöglichkeit, allen gerecht zu werden, hat die Akademie beschlossen, zunächst die ärmsten und kinderreichsten Familien zu berücksichtigen, wobei diejenigen den Vorzug haben, die im Kriege den höchsten Blutzoll entrichteten. Alle diejenigen, die bei der Preisverteilung 1920 leer ausgehen, sollen bei der Auswahl im Jahre 1921 den Vortritt haben. ml.

Literatur.

Der Panslawismus bis zum Weltkrieg. Ein geschichtlicher Ueberblick von Dr. Alfred Fischel. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin. Wer die Bildung der neuen slawischen Nationalstaaten verstehen und sich ein Urteil bilden will nicht nur über ihr Werden, sondern auch über die in ihnen liegenden Möglichkeiten, findet in Fischels bei aller Tiefgründigkeit volkstümlicher und allgemeinverständlicher Schilderung zum ersten Male eine in jeder Beziehung befriedigende Anleitung zum Verständnis der gewaltigen Kräfte, die in den weiten Ländergebieten zwischen Elbe und Ural, zwischen der Ostsee, der Adria und dem Schwarzen Meere seit Jahrhunderten am Werke waren, um den heutigen Zustand vorzubereiten.

Kurt Neumann, „Die Internationalität Marokkos", Berlin, Verlag „Der Neue Orient", 1919. Das vorliegende Werk, das eine genaue Darstellung der Entwicklung Marokkos seit dem frühesten Mittelalter gibt, bietet nicht nur allen, die sich für die kolonialen Objekts bis zur Errichtung des Protektoratsverhältnisses interessieren, wertvolles Material, sondern auch den kaufmännisch Interessierten eine Fülle des Wissenswerten. Denn wenn auch die „marokkanische Frage", die die Großmächte lange Zeit in Atem hielt, für Deutschland sich erledigt hat, so ist doch beim Weiterbestand der Einteilung in drei Interessengebiete eine Betätigung deutschen Unternehmergeistes — zum mindesten in der spanischen Zone — nicht ausgeschlossen. Schließlich aber findet auch der Ethnologe in der Schilderung dieses mohammedanischen Reiches, dessen Entwicklung infolge innerer und äußerer Widerstände mit einer den Prozeß verseinernden seltenen Verzögerung stattfand, reiche Anregung.

Erbschaftssteuergesetz vom 10. September 1919. Textausgabe ohne Anmerkungen mit ausführlichem Sachregister (Guttentagsche Sammlung Deutscher Reichsgesetze). Vereinigung wissenschaftlicher Verleger Walter de Gruyter & Co. Berlin W 10. Taschenformat. 56 S. Das Erbschaftssteuergesetz greift in seiner neuen, bedeutend erweiterten Gestalt fast in jede Familie ein. Es ist deshalb für jedermann von größter Wichtigkeit, sich mit Text und Inhalt des Gesetzes genau vertraut zu machen. Hierzu bietet die soeben in der bekannten Guttentagschen Sammlung erschienene kleine handliche Ausgabe die beste Gelegenheit. Es ist darin der genaue, absolut zuverlässige Wortlaut der neuen Bestimmungen abgedruckt nebst einem sorgfältig bearbeiteten ausführlichen Sachregister, durch das es ermöglicht wird, sich über jede Einzelheit des Gesetzes in kürzester Zeit zu unterrichten.

Die rheinische Bewegung: ihre Entstehung und ihre Begründung, ihre Freunde und ihre Gegner, deren Einwendungen und Bedenken. Nebst einem Anhang: Literarische Stimmen zur rheinischen Frage. Von Klaus Kraemer, Oberlehrer am Humanist. Gymnasium zu Wiesbaden. Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden. Zweiter, vermehrter Abdruck; VIII und 104 Seiten. — Der Artikel 18 der Reichsverfassung verurteilt alle Bestrebungen, die Teile des Reiches von diesem ablösen wollen. Dagegen läßt er innerhalb des Reiches Gebietsänderungen oder Neubildung von Ländern zu, wenn ein überwiegendes Reichsinteresse vorliegt. Damit ist für die rheinischen Selbständigkeitsbestrebungen ein legaler Boden geschaffen. Auf diesen Boden stellt sich der Verfasser der vorliegenden Schrift, der dem Kreis der Wiesbadener „Altisten" angehört, jedoch an keiner Stelle etwas sagt, was die durch die Verfassung eröffneten gesetzlichen Bahnen verließe. Ebensowenig ist die rheinische Bewegung in der Tat ein Problem, das ernsthaftes Nachdenken verlangt und sich nicht mit einigen Schlagwörtern erledigen läßt. Die tiefgründige Art, wie es hier aufgefaßt und die ruhige Sachlichkeit, mit der es — stilistisch genußreich — behandelt wird, machen das Buch für jeden, der neuen Gedanken zugänglich ist, lesenswert.

Die gute, alte Zeit tänzelt in graziösem Menuettschritt durch das neue Büchlein von Hugo Salus: „Freund Kaftus" (Kürschners Büchereischatz Nr. 1246. Hermann Hillger Verlag, Berlin W 9.) Von linden Großvätertagen, von Krinolinenpracht und fröhlichen Kinderspinn unbekümmerter Menschen handelt „Die Eichauer Tannovelle"; Lavendelduft, Lindenblühen und Sommerwind geben ihren zarten Hauch und jenen feinen Schmelz, den wir an allen Kunstwerken von Hugo Salus so lieben. Diese Novelle haftet unvergeßlich in der Erinnerung wie ein vertrautes Biedermeierbild Spitzwegs. Die Titelerzählung „Freund Kaftus" umkleidet das tragische Geschick einer Ehe mit der lebhaften, lieblichen Phantasie eines Kindes; ganz überraschend wirkt die dichterische Kraft, die sich völlig in die Kinderseele einlebt. Aber, um ein Buch von Hugo Salus zu empfehlen, bedarf's ja keiner großen Worte.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S. Gr. Ulrichstr. 62, Fernruf 4025.

Unterhaltungsbeilage
der „Saale-Zeitung"

Nr. 149 — Sonnabend, den 6. Dezember — 1919

Das Heiratsjahr.

Ein Lustspiel-Roman in zwölf Kapiteln.
Von Fedor von Zobeltitz.

(21. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Haarhaus gab der Bowle ihren Platz, so daß tatsächlich der Mond in sie hinein schien. Alle bewunderten die Wirkung, erhoben jedoch lärmenden Widerspruch, als Graf Teupen scherzend sagte, das Bild sei zu schön — man solle die Bowle nicht austrinken, sondern sich nur an ihrem Anblick erfreuen.

„Ich bin aus Charaktergründen dagegen," meinte Haarhaus. „Man soll sich auch einem ästhetischen Genuß nicht allzulange hingeben, soll vielmehr die Stärke besitzen, ihn abzukürzen. Und dieser Moment scheint mir gekommen zu sein. Fräulein Palm, reichen Sie mir bitte die Gläser herüber! . . ."

Max war bisher sehr still gewesen. Das fiel nicht auf; er hatte von seiner früheren Lebhaftigkeit viel eingebüßt, seit Lerr in Afrika gewesen war. Die Eingeweihten wollten wissen, daß das noch der Nachhall seiner romantischen Liebesepisode mit Fräulein Warnow sei. Als die Gläser aber gefüllt auf dem Tische standen, räusperte er sich, stand auf und hielt zu aller Verwunderung eine hübsche kleine Rede auf das Geburtstagskind.

Nun wurde auch er vergnügt. Man pokulierte tapfer und plauderte dabei vom Hundertsten ins Tausendste. Selbst die Baronin war in guter Laune, aber als Benedikte ein drittes Glas trinken wollte, fand sie dies empörend.

„Ach was," sagte Tübingen, „sei gemütlich, Eleonore! Von jeher waren aller guten Dinge drei — und Zimperlichkeiten kann ich nicht leiden. Herr Freese, schauen Sie nicht immer in den Mond und in die Augen von Miß Nelly! Sprechen Sie auch einmal ein Wort! Hat Ihnen Ihr Freund Reinhold noch nicht geantwortet?"

Der Kandidat errötete bei der Anspielung auf die Augen Nellys.

„Ja, Herr Baron," antwortete er; „der Brief kam mit der Abendpost, aber ich wollte nicht stören —"

„Nun? Was schrieb er denn? Hat er sein Konterfei mitgeschickt?"

„Auch das, Herr Baron —"

Und Freese griff in seine Brusttasche, holte ein Kuvert hervor und entnahm diesem eine Photographie, die er Tübingen reichte.

Der Baron stand auf und trat weiter in das Mondenlicht hinein.

„Nanu?!" sagte er; „hören Sie 'mal, Freese, haben Sie sich nicht etwa vergriffen? — Das ist ja ein Gymnasiast — mit 'ner sogenannten Regennase . . . Eleonore, sieh bloß! Das ist doch im Leben kein Pastor. Mit so 'nem vergnügten Gesicht."

Die Baronin nahm das Bild. Sie war entsetzt oder tat doch so.

„Nein, daß ist unmöglich, Eberhard. Das ist erstens 'mal ein Kind, und zweitens sieht mir der junge Mensch zu lustig aus. Den würde niemand ernst nehmen."

„Vielleicht hat ihm der Photograph gesagt; Nun bitte recht freundlich, und da hat er übertrieben."

„Aber er lacht ja über das ganze Gesicht, Eberhard! Es fehlt die Würde — die Würde fehlt."

Das Bild ging im Kreise herum. Währenddessen öffnete Freese den Begleitbrief Reinbolds.

„Ich bitte um Verzeihung, Frau Baronin," sagte er bescheiden, „wenn ich mir einen Einwurf erlaube. Als ich Reinbold kennen lernte, frappierte mich auch zunächst sein — ich möchte sagen humoristisches Gesicht. Es schien mir durchaus nicht zu seinem Beruf zu passen. Und da hat er mir dann in der Folge sein Herz ausgeschüttet. Sein Vater, Großvater und Urgroßvater waren Geistliche. Er selbst neigt seinem innersten Wesen nach zum Ernsten und Beschaulichen, zu seelischer Reflexion. Er hat viel mehr von schwerem Gebilde als heiterer Natur. Aber das Unglück ist, daß ihm das keiner glaubt, weil er ein so unsagbar fideles Gesicht mit auf die Welt bekommen hat."

Der ganze Tisch interessierte sich für Herrn Reinbold.

„Das erinnert mich an Victor Hugos Roman L'homme qui rit," meinte Haarhaus. „Ich weiß nicht, ob die Herrschaften das Buch kennen. Der Inhalt dreht sich um die Antithese: die moralische Schönheit in physischer Mißgestalt und die Häßlichkeit der Seele im schönen Körper."

„Ich entsinne mich," fiel Graf Teupen ein. „Der Held ist von Natur dazu verdammt, immer lachen zu müssen, schrecklich zu lachen, und wird schließlich bei allem Elend glücklich, als eine Blinde ihm ihre reine Liebe schenkt."

„Man kann aber nicht sagen," nahm Max, die Photographie in der Hand, das Wort, „daß das Gesicht dieses Herrn Reinbold unsympathisch ist. Im Gegenteil — es sieht freundlich und vertrauenerweckend aus. Er hat nichts Schreckliches — trotz der vergnügten Nase und dem lachenden Zug um den Mund, der doch eigentlich nur ein lächelnder ist."

„Und ich kann Ihnen versichern, Herr Baron," sagte Freese mit warmen Ernst, „daß auch das ganze Wesen Reinbolds volle Sympathie verdient. Wenn es überhaupt möglich ist, daß eine Empfehlung von mir in die Wagschale fällt, so möchte ich mir die gehorsamste Bitte erlauben, es mir Reinbold jedenfalls einmal versuchen zu wollen."

„Ach ja, Papa," hat auch Benedikte, und noch lebhafter verwandte sich Trude Palm für den „Unglücklichen", wie sie sich ausdrückte.

„Gut also — er mag kommen," entschied die Baronin. „Ich muß ja zugestehen: ein wenig heiteres Geistlichenantlitz würde mich ein wenig bedrücken —"

„Ein wenig düsteres ist mir noch fataler," fiel Tübingen ein, und Freese bemerkte: „Ich glaube, Reinbold wird endgültig mit der goldenen Mittelstraße dienen können, Herr Baron. Nach den Erfahrungen, die er bereits in seiner Kandidatenzeit mit der ungewollten Lustigkeit auf seinem Gesicht gemacht hat, scheint er auch hier gewisse Befürchtungen vorgeahnt zu haben. Denn er schreibt mir, zu seiner Freude keime ihm stattlich der Bart. Er will sich nun einen Vollbart stehen lassen und hofft sich dank dieser männlichen Zier in baldiger Zukunft auch äußerlich ernster, würdiger und männlicher präsentieren zu können als bisher. Nur möge man gütigst noch so lange Geduld mit ihm üben, bis der Bart sich entwickelt und entfaltet habe."

Tübingen lachte gutherzig. „Sehen Sie, Freese, nun gefällt mir Ihr Reinbold schon ganz ausgezeichnet! Für Leute mit Schick'al hebe ich überhaupt immer etwas übrig, und daß auch ein Menschengesicht zum Schicksal werden kann, beweist dieser Fall. Also schreiben Sie ihm, er möge kommen und predigen, und gefällt uns sein Wort und seine Art, so wollen wir ihm Arme und Seelen öffnen; denn wir sehen nicht auf die Nase, sondern auf das Herz. Und der liebe Gott tut das erst recht."

Freese konnte nicht anders; er mußte des braven Mannes Hand nehmen und sie voll warmer Empfindung drücken.

Am unteren Ende der Tafel, da, wo die jungen Herrschaften saßen, war man inzwischen immer ausgelassener geworden. Namentlich Graf Semper, der seinen Platz zwischen Nelly und Benedikte hatte, amüsierte sich wundervoll und pries den guten Einfall, seinen Geburtstag hier zu verleben. Zufällig hatte er auch am nächsten Vormittag keinen Dienst konnte also aufbrechen, wann er wollte; vielleicht forderte man ihn auch auf, in Hohen-Kraatz zu übernachten, was schon öfters vorgekommen war. Das wäre ihm freilich das liebste gewesen; einen ganz zierlichen kleinen Schwipps hatte er bereits, und die Tante Bolte war nach der glücklichen Kur Isaakjohns ziemlich lebhaft geworden. . . . Auf der

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19191206029/fragment/page=0001

andern Seite Benediktes saß Haarhaus, ebenfalls lebendiger als sonst; er erzählte den jungen Mädchen, wie gewöhnlich, von seinen Erlebnissen in Afrika und log dabei entsetzlich, brachte auch Max in vielfältige Verlegenheit, an den er sich zuweilen mit dem Zwischenruf wandte: „Weißt du noch, Max?“ oder „Max, besinnst du dich — in Wahwede — wir kamen g'rade von Wasambara?!“ . . . Der alte Teupen hatte sich von Niedecke die Beine in eine Decke wickeln und eine Fußbank unterschieben lassen. So saß er zuhörend da, das Gesicht voll dem Monde zugekehrt, für dessen magnetische Eigenschaften er sich begeistern konnte; denn er war unter andern auch ein Anhänger Mesmers und Dupotets. Die Baronin schlief schon halb. Im Hintergrunde unterhielten sich Niedecke und Stupps flüsternd und wispernd; das heißt Niedecke erzählte dem Jungen von seiner Kammerdienerzeit in London und log dabei gerade so wie Haarhaus im Vordergrunde.

Brada war eine Zeit lang merkwürdig ruhig gewesen, und Benedikte fragte ihn daher: „Sie malkäfern — wohl, Semper?“

„Ja,“ erwiderte dieser, „diesmal haben Sie es richtig getroffen. Ich habe etwas Feierliches dabei auf der Zunge. Ich muß mich doch für die Ehrung Maxens bedanken. Nehmen Sie bitte einmal einen Kieselstein auf, Fräulein Benedikte — denn ich selbst kann mich nicht bücken — und klinken Sie damit an Ihr Glas.“

Benedikte tat dies und zwar dreimal, weil sie es für angemessener hielt. Hierauf erhob sich Brada und begann also: „Meine verehrten Herrschaften!“

„Aha,“ fiel Haarhaus ein, „jetzt schwingt er auch eine Rede!“

„Nicht ins Wort fallen, Doktor,“ sagte Tübingen; „man darf auch in einem gesunden Menschen nie eine Motion unterdrücken oder verzögern, weil das unberechenbare Folgen haben kann. Semper macht schon ein ganz weinerliches Gesicht.“

„Do nein, Herr von Tübingen,“ entgegnete Brada, seine kleine Figur reckend. „Der Adlerflug meiner Gedanken läßt sich nicht so leicht hemmen und das Gefühl meiner Dankbarkeit nicht unterdrücken. Letzterem nämlich wollte ich, so beredt wie mir dies überhaupt möglich ist, Ausdruck geben. Ich könnte einfach sagen: das Haus Tübingen lebe hoch, und das würde in seiner Kürze auch völlig dem entsprechen, was meine Seele bewegt. Da aber Max als Vertreter dieses liebenswürdigen und gastfreundlichen Tübingschen Hauses mich vorhin gefeiert hat, so sei mir verstattet, mich mit meiner tiefdurchdachten Rede direkt an ihn zu wenden, der ja augenblicklich so wie so im Mittelpunkte aller Interessen steht. Daß ihm seine großen und kühnen Unternehmungen im schwarzen Erdteil auch gesundheitlich vortrefflich bekommen sind, davon können wir uns ja Gott sei Dank tagtäglich und stündlich überzeugen. Außer Doktor Haarhaus wachte noch ein besonders glücklicher Stern über ihm. Kein Löwe griff ihn an, kein Krokodil hat nach ihm geschnappt und kein Känguruh hat ihn gebissen; selbst die Wilden ehrten in ihm den Träger der Zivilisation und übergaben ihm willig ihre Waffen, die er uns mitgebracht hat. Und nun ist er wieder hier und wird in friedensreicher Tätigkeit in seinem Ministerium weiter schalten. Es wird nicht lange dauern, so ist er Legationsrat, und dann folgt auch sehr bald der Geheime; denn das Geheime war immer seine Schwäche. Ich sehe ihn schon als wohlbestallten Gesandten unsres Kabinetts bei irgend einer bedeutenden Macht vor mir und hoffe, er wird dann endlich auch sein Herz entdeckt und eine liebliche Gattin heimgeführt haben, die ihm mit welcher Hand die politischen Sorgen von der Stirn streicht. Und auf alles dies möchte ich mir erlauben, mit Ihnen anzustoßen: auf die Karriere unseres Max in diplomatischer und menschlicher Hinsicht, auf den Herrn Gesandten in spe und die Frau Gesandtin und das ganze sonstige Zukunftsglück des Hauses Tübingen! Hurra, hurra, hurra!“

Die Jungen schrien so, daß sie zu Bette geschickt wurden, aber auch alle übrigen stimmten mehr oder weniger begeistert in den Hurraruf ein und ließen ihre Gläser an das Glas Maxens anklingen, der sich redliche Mühe gab, sein saures Gesicht zu verbergen.

„Ich danke Ihnen, lieber Semper,“ sagte er, „für alle Ihre guten Wünsche. Nur eins möchte ich bemerken: daß mich kein Känguruh gebissen hat, lag weniger an meinem Glück als an den zoologischen Verhältnissen Ostafrikas. Das schadet aber nichts. Ich bin trotzdem sehr gerührt —“

„Ich auch,“ setzte Tübingen hinzu. „Die Zukunftsperspektiven haben Sie hübsch ausgemalt, Brada. Ich wollte, ich erlebte die Frau Gesandtin noch. Komm her, Max, und gib mir einen Kuß daraufhin! Du wirst hoffentlich nicht unverheiratet bleiben wollen, mein Junge!?“

„Nein, Papa,“ erwiderte Max und küßte die Wange des Alten, und das Herz war ihm recht beklommen, „ich möchte dir sogar mein feierliches Ehrenwort geben, daß dies nicht der Fall sein wird.“

„Recht so,“ sagte Graf Teupen. „Kinder, ihr glaubt gar nicht, wie ungemein wichtig gerade für einen Gesandten seine Gesandtin ist! Ich muß da an das Jahr Sechzig und an Paris denken. Preußen war durch Graf Pourtales vertreten und Oesterreich durch Richard Metternich. Aber Pourtales galt wenig in den Tuilerien und Metternich war alles. Und woran lag das? Nicht an den Herren selbst, wohl aber an ihren Frauen. Die Fürstin Pauline Metternich paßte ganz zu den Franzosen, die Gräfin Pourtales aber hätte besser nach dem protestantischen England gepaßt. Sowohl ihrer Abkunft, wie ihrer Erziehung und ihren persönlichen Neigungen nach. Denn die Metternich war eine Tochter des tollen Sandor, des wagehalsigen ungarischen Reitergrafen, und die Pourtales eine Tochter des früheren Kultusministers von Bethmann-Hollweg. Und das Blut Sandors war den Franzosen lieber. . . . Aber, Herrschaften, es fängt an, kühl zu werden. Wie denkt ihr über die Bettstatt?“

„Jawohl, Herr Graf —es wird Zeit!“ rief Brada. „Stupps, laß mir die Tante satteln!“

„Kein Gedanke, Graf Brada,“ entgegnete die Baronin, sich erhebend. „Sie bleiben ruhig hier. Ihr Zimmer ist in Ordnung. Wo steckt denn Benedikte?“

„Sie wollte sich die Mondbeleuchtung auf der Insel ansehen, gnädige Frau,“ antwortete Trude.

„Sie wird sich wieder erkälten, und morgen hustet sie.“

„Ich werd' sie benachrichtigen, gnädige Frau,“ rief Haarhaus und sprang auf. Trude und Nelly wollten mitgehen, aber die Baronin sprach dagegen, sie brauchten sich nicht alle drei den Schnupfen holen.

Der Park hinter dem Herrenhause glich in dieser schimmernden Mondbeleuchtung dem Zaubergarten Klingsohrs. Ueber die Wiesenflächen spann ein feiner, durchsichtiger Nebel seine Silbergaze aus. Die Akazien standen noch in Blüte, und bei jedem leisen Windhauch rieselte es schneeig von ihnen herab. Eine Gruppe hochragender alter Edeltannen hob sich, an Böcklinsche Bilder mahnend, schwarz und düster vom leuchtenden Himmel ab.

Haarhaus eilte mit starken Schritten nach der Insel.

„Fräulein Benedikte!“ rief er laut.

„Hier!“ scholl die Antwort zurück.

Haarhaus blieb stehen.

„Hier sagt mir zu wenig, gnädiges Fräulein. Wo, ist die Hauptsache.“

„Aber sehen Sie mich denn nicht!? Ich bin dem alten Traugott auf den Rücken geklettert, und nun kann ich nicht mehr hinunter. Es ist ein Glück, daß Sie kommen! . . .“

Jetzt erst sah Haarhaus die kleine Baronesse. In einem Winkel der Insel stand ein verfallenes, sehr primitives Monument. Es mochte früher einmal eine Art Obelisk gewesen sein und war zu Ehren eines Traugott von Tübingen errichtet worden, der bei Preußisch-Eylau den Heldentod gefunden hatte. Jetzt war das Mauerwerk von einem dichten Gespinst Efeu überzogen, durch den sich blaßlila und violette Winden rankten.

Haarhaus war näher getreten.

„Nun sagen Sie einmal, geehrtes und liebwertes Fräulein Benedikte von Tübingen, was machen Sie denn da oben eigentlich?“

„Ich suchte Aussicht, nicht weiter. Da habe ich mir einen Birkenstubben herbeigeschleppt, der sonst als Gartenstuhl zu dienen pflegt, und bin heraufgeklettert. Aber der Stubben fiel meuchlings um. Und nun stehe ich hier und kann nicht anders.“

(Fortsetzung folgt.)

Schöpferische Arbeit.

In der Fabrik: ein Heer von Menschen bedient Hebel, Schrauben, Oelkannen in eintönigem Rhythmus. Die Maschinen singen ihre ewige Melodie. — In der Schule: die auswendig gelernten Sätze werden an „Hand des Lehrbuchs“ auf ihre textliche Richtigkeit nachgeprüft. Die Schüler sind Spulen, auf die das Garn von den Lehrmitteln jeder Art hinüber gewickelt wird. In der Kompagnie: einer will und alle wollen hinterdrein. Dieser eine ist ein System, das allen Instanzen soweit nur möglich das Denken erspart. Der breiten Masse ist es verboten. Im Theater, im Kino, im Konzert: man läßt „über sich ergehen“. Gepfeffertes zieht, beim Rest ertappt man sich auf Unaufmerksamkeit. Ein paar Reize wirken. Das Ganze? Wer von uns glaubt, daß die Kunstbegeisterten da unten im Parterre wirklich „mitiun“? Mittun heißt mitschaffen, mitdenken, aufbauen helfen. Wir aber begegnen beim Kunstmachen und beim Kunstbesehn: Kniffen und Mätzchen hier — nachgeschwätzten Phrasen dort. Seelenlosigkeit ist Trumpf. Dies, hört man, sind Proben aus der Vergangenheit. Ach, nur in einem sind wir vielleicht — weiter: es sind mehr Leute da, die den Fehler in unserem gesamten Volksleben erkennen. Aber das genügt noch nicht, man arbeitet nicht planmäßig genug an der Abhilfe. Die ist freilich auch schwer — im Zusammenhang spricht man lieber gar nicht von diesen Dingen.

Das Gepräge von Unlust ist dem Europäer so grauenhaft aufgedrückt, daß der geblendete Asiate uns verachtet ob unserer geringen Lebenskunst. Arbeit ward Plage. Der brave Familienvater „reibt sich auf“ (und „erholt“ sich auf den paar geschäftlichen Reisen mit „Großstadtgenüssen“!), — wenn das Schiffchen im Trocknen und das Pensionierungsalter erreicht ist, kommt dann wirklich der Abendsonnenschein, das Idyll von Philemon und Baucis? Man muß nach Karlsbad, man muß ins Sanatorium, man kämpelt sich mit „der Alten“ oder man versumpft mit den Stammtischgenossen — und ist unzufrieden. Man hat die Freude am Leben immer auf später verschoben, und nun ist man nicht mehr fähig, sich zu freuen. Man hat nicht gewußt, daß sich jeder Augenblick gestalten ließe, wenn wir ihn nur anders anfassen wollten. Freilich: auch die Mechanisierung von außen her war gewaltig. Es gab kaum einen Beruf, der den Menschen nicht zum Apparat erniedrigte: im besten Falle zum Werkzeug einer Idee, im schlimmsten zur Mehrwertproduktionsmaschine. Die Maschine ist jeder Form: als Lokomobile, Verfassungs- und Verwaltungsparagraph, als Schul- und Exerzierreglement tötete den Schaffungstrieb sowohl, als auch schon den schlichten Spieltrieb im Menschen, und die Vergnügungsmaschinerie, die ihm in knappen Freistunden gegen teures Geld „Erholung“ anbot, fuhr in der Zermalmung des Schöpferischen fort. So wurde der Europäer ein Produkt der Mißhandlung durch Schule, Berufsarbeit, Presse, Reklame, kapitalistischen Vergnügungsschwindel und der gesteigerten Kaufmannsschlauheit, die fortgesetzt neue „Bedürfnisse“ schuf und so jede Geschmacksbildung und Werterfassung untergrub. Zu Hause erstickte man schier in dem Vielzuviel von Möbeln, Bildern, Nippes, Reiseerinnerungen und „nützlichen Geräten“, die nicht bloß geschmacklos waren, nein, die man auch nie mit Bewußtsein betrachtete, nie mit Liebe als etwas Eigenes fühlte. Der häufige Wohnungswechsel, die Mietskaserne, der stete, rasche Wandel der Mode taten ein Uebriges. Raffgier ward zum Kennzeichen des Erzeugers und Verbrauchers. Was in dieser Fülle soziologischer Rätsel Ursache, was Wirkung ist, soll hier nicht betrachtet werden, denn wir wollen ja nur sehen, „wie das ward“, nicht warum der Mensch sich selbst verlor. Jedenfalls: an Eigenem hat der Zivilisationsmensch nur noch sehr Weniges. Immerhin: seine Seele ist noch nicht ganz tot. Unter dem wüsten Haufen von Haus-, Berufs- und anderen Greueln, der sein Bild und — was schlimmer ist! — seinen Charakter so verhäßlicht hat, brennt noch eine kleine Glut. Die gilt es anzufachen. Allerhand Sport-, Turn-, Wandervereine besserer Art haben von ehedem etwas vom Guten bewahren helfen. Sie haben zwar in das Rest-Feuerchen nur immer von einer Seite geblasen, aber doch vorgearbeitet, sie haben dem Menschen doch dies gesagt: du hast einen Körper, nütz ihn. Er hat die Anlage zu Kraft und Schönheit, aber du mußt sie ihm abringen. Gelingt dir's, dann wächst dein Selbstvertrauen und damit deine Lebensfreude. Dann grübelten Studenten auch bei uns Diskutierklubs: vom Erlernen der Lehrmeinungen wollte man zum Selberdenken als aus einem und doch wohl dem besten Zwecke des Studiums vordringen. Die Schöpferkraft des Geistes schien solchen Leuten wichtiger als das Volumen der Gehirnkartothek.

Kerschensteiner und andere regten den Ausbau der Schule zur „Arbeitsschule“ an. Das Gewerbe begann, sich um die guten alten Kunsthandwerkübersieferungen zu kümmern. Die Industrie lernte auf „Qualität“, auf Wertarbeit sehen und erkannte Kunst nicht nur, wo etwas „keinen Zweck hat“. Man legte Gartenstädte an, Dezentralisation der Großstädte wurde Schlagwort, die Siedlungsfrage lief um. Aber es ging langsam mit der Rückversetzung verbrauchter Menschen aufs Land. Im Asphaltboden, zwischen den steinernen Mauern der Großstädte hatten die Seelenpflanzen zu lange gedarbt, sie wollten nun nicht mehr aufleben. So wird es auch langsam gehen mit der Rückgewinnung größerer Menschenmassen für das schaffende Leben. Die Umpflanzung —darin sahen die Siedlungstechniker klar — ist wohl mit eine Vorbedingung für das Aufleben, sich auf sich selbst Besinnen der Vielen. Unser Volk verliert so unsagbar viel durch die Kriegskatastrophe, daß völlige Entwicklung und Ausbeutung aller Lebenskräfte des Volksganzen zur Hebung der Gesamtheit und zur Befreiung der Einzelnen notwendig ist. Dazu aber ist auch eine Förderung des Selbstbewußtseins nötig, wie sie nur durch das Lösen vitaler Aufgaben möglich werden kann.

Lichtwark hat der Kunstwelt wohl zuerst wieder gezeigt, was sie vergessen hatte: daß in jedem Menschen ein Künstler steckt: die kleinen Schulkinder haben vor den Bildern der Kunsthalle ganz leise nur von ihm geführt, alle dem Kunstwerk wesentlichen Momente sehen und sogar äußern lernen. Nun haben viele unserer Verwundeten und Kranken in den Lazaretten Handwerke und Kunstfertigkeiten erlernt und manches reizvolle Stück geschaffen, das lebendig und selbständig geschaut und somit eine Schöpfertat im kleinen ist. Unsere Kolonisten haben den Segen verantwortungsvoller Arbeit im Kampf mit der Natur kennen gelernt, und viele von ihnen sind so aufrechte und klare Menschen geworden wie unsere tüchtigsten heimischen Bauern. Das ergäbe immerhin drei Lichtblicke im Dunkel der mechanisierten Zeit, wahllos herausgegriffen aus dem bunten Bündel der Bestrebungen, das Menschenlos wieder würdiger zu gestalten durch Heimkehr zum Lebendigen, das selber mit zu gestalten doch erst dem Dasein die Freude aus der Tiefe gibt.

Wichtiger aber als solche sporadische Versuche, die nicht einer beherrschenden Idee, sondern zufälligen Bedürfnissen oder Erfordernissen entsprungen sind, ist die Tatsache, daß die führenden Geister unserer Zeit die Lehre von der Verwirklichung zum gemeinsamen Urgrund ihrer Systeme und Dichtungen gemacht haben. Und ihre Anreger sind meist dieselben: China, Indien; Plato, die deutsche Mystik; Fichte, Humboldt; und über allen: Goethe. Klar wie keine vorher erkannte unsere Zeit die Notwendigkeit alles Vorhandenen — nicht als Zustand freilich, aber als bewegliche Kraft. Alles „Material“ wird verwertet. Es gibt nichts Schlechtes schlechtweg, nur Untaugliches für bestimmte Zwecke. Aber einem Zwecke kann jedes Lebendige dienen. Dieses Lebendige in sich erwecken zu lehren ist die Aufgabe unserer geistigen Führer. Sie sollen nicht Rezepte geben, wie man's macht, sie sollen fragen: wie machst Du's, Aufgaben stellen, die zur Lösung locken, jedem seine eigene. Und sie sollen selber schaffen, daß Ehrfurcht vor dem Schöpferischen möglich werde bei den noch Unmündigen und das Mißtrauen schwinde gegen die „Schriftgelehrten“.

Religion, Kunst, Wissenschaft sind ja keine Privilegien einzelner Berufskasten, weil diese Kasten die Betrachtungs- und Arbeitsmethoden erfunden haben, sie sind vielmehr eine Dreiheit von Kräften, ohne die eine schöpferische Einstellung zum Leben nirgendwo möglich ist.

Nach dem Mitschaffen am Leben drängt's aber heute im deutschen Volk. Da rufen Einzelpersönlichkeiten ihre „Gemeinden“, Vereine, Bünde. Ob sie in ihren einzelnen Handlungen, auch in ihren einzelnen Zielen ganz auf richtigem Wege sind, entscheidet nicht über ihren Wert, soweit er für unsere heutige Betrachtung in Frage kommt, da entscheidet allein die Tatsache, daß sie alle vom bloßen Genießertum zum Mitgestalten am seelischen Leben drängen. Der Ruf nach dem Schöpferischen hallt von ihnen aus durch unser Volk und hallt in ihm wieder. So kann es auch nicht verloren sein.

E. K. Fischer im „Kunstwart“.

Die vorbildliche deutsche Bühnentechnik.

Am berühmten Mailänder Skalatheater ist man gegenwärtig emsig am Werke, die Einrichtung der Bühne, die bisher eine der Bedeutung des berühmtesten Theaters Italiens unwürdige Rückständigkeit zeigte, nach dem Muster der deutschen Bühnen umzugestalten und so auf die Höhe moderner Bühnentechnik zu bringen. Mit dieser durchgreifenden Umarbeitung des szenischen Apparates ist der Bühnenmeister Cesare Albertini betraut. Er wurde auf Kosten der Stadt Mailand auf eine Studienreise nach Deutschland geschickt, um hier die neuesten Errungenschaften der Bühnentechnik kennen zu lernen und sich von ihrer praktischen Wirkung zu überzeugen. Diese Reise führte ihn zunächst nach München und Köln, wo er das ehemalige Prinzenregententheater und das Stadttheater besuchte. Später wohnte er einer Aufführung der „Cavalleria rusticana“ im Deutschen Opernhaus zu Charlottenburg bei, sowie einer Vorstellung

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19191206029/fragment/page=0002